

WIE ICH VERSCHWAND

LAURA
JUNGK

Mein Weg aus der
Magersucht



ullstein

„Ihr habt mir auch den Abend versaut!“

„Geh auf dein Zimmer. Dein Rumgezicke brauchen wir hier nicht.“

Ich blieb sitzen, erwiderte seinen wütenden Blick.

„Geh. Auf. Dein. Zimmer.“ Er wurde wieder lauter.

Wortlos stieß ich den Stuhl zurück, rauschte aus der Küche und stampfte die Treppen hoch.

„Wehe, du knallst die Tür!“, brüllte mein Vater von unten.

Ich verharrte kurz, hörte die leiseren Stimmen meiner Mutter und meines Bruders, bevor ich durch meine Zimmertür trat und sie, so leise ich konnte, schloss. Dann drehte ich den Schlüssel herum.

...

Es war bereits früher Abend, als wir das kleine Dorf erreichten, in dem meine Großeltern lebten. Meine Mutter parkte das Auto. Schweigend luden wir unsere Taschen aus. Während der ganzen Fahrt hatten wir nicht mehr miteinander gesprochen. Mein Bruder hatte noch zweimal einen schwachen Versuch unternommen, mich zum Essen zu bewegen, indem er mir Schokolade und Apfelstücke über die Sitzlehne in den vorderen Teil des Autos schob, aber ich hatte ihm beides wortlos zurückgereicht, bis er schließlich resignierte.

Meine Oma öffnete die Tür. Ich gab mir Mühe, so zu tun wie immer, auch wenn ich darauf wartete, dass jemandem auffiel, wie viel ich abgenommen hatte, um endlich zu hören, dass ich so viel besser aussah als zuvor. Nichts. In mir wuchs die Angst, dass meine Großeltern vielleicht deshalb nichts sagten, weil ihnen nichts auffiel. Weil ich gar nicht so viel abgenommen hatte. Weil ich immer noch *fett* war.

Erst als wir uns irgendwann im Wohnzimmer versammelten, kam mein Essverhalten doch zur Sprache. Jedoch anders, als ich es mir gewünscht hatte. Meine Mutter und Daniel saßen zusammen auf der Couch, und ich lümmelte mich in einem Sessel, als mein Opa hereinkam. Er begrüßte meine Mutter und meinen Bruder und kam schließlich zu mir.

„Na?“ Er umarmte mich und beäugte mich dann misstrauisch von oben bis unten. „Hab dich erst gar nicht gesehen. Du verschwindest ja in dem Sessel. Kriegst du zu Hause nichts zu essen?“

Ich unterdrückte ein Grinsen. Ich freute mich, dass er meinen Gewichtsverlust bemerkt hatte. „Hallo, Opa. Klar bekomme ich etwas zu essen, ich mache nur ein bisschen Diät.“

Im Hintergrund schnaubte meine Mutter. „Sie isst nix mehr außer getrockneten Tomaten, Gurken und Magerquark. Und ihr zu sagen, dass sie dünn ist – damit machst du ihr das allergrößte Geschenk.“

Ich funkelte sie wütend an. „Stimmt gar nicht.“

Stirnrunzelnd setzte mein Opa sich. „Was soll denn das? Du bist wirklich viel zu dünn. Sieh zu, dass du wieder was auf die Rippen bekommst.“

Ich setzte mich auf und schlug die Beine übereinander. „Ich nehme noch drei Kilo ab, und dann esse ich wieder ganz normal. Keine Sorge.“

„Drei Kilo!“ Meine Mutter schüttelte den Kopf und starrte in ihre Hände.

„Du spinnst ja“, kommentierte Opa meine Aussage. „Du musst anständig essen, Kind.“

Meine Mutter war mittlerweile erneut wütend geworden. „Ja, versuch du, es ihr zu erklären. Ich hab mir schon den Mund fusselig geredet – aber egal, was ich sage oder ihr anbiete: Sie macht weiter mit ihrer komischen Diät.“

„Das ist keine komische Diät!“, rief ich.

Meine Oma trat durch die Tür. „Was ist denn hier los?“

„Laura isst nicht!“, meldete Daniel sich zu Wort und rückte etwas zur Seite, damit Oma sich zu ihm und meiner Mutter setzen konnte.

„Ach was?“ Sie sah zu mir herüber. „Du isst doch, oder?“

„Ja.“

Ich starrte genervt auf den Fußboden. So hatte ich mir das nicht vorgestellt. Konnten nicht alle endlich aufhören, an mir rumzunörgeln? „Ich esse. Aber halt gesund, und ich nehme dabei ein bisschen ab.“

„Seht ihr!“ Meine Oma nickte verständnisvoll. „Alles gut. Und jetzt hast du abgenommen, und wir können heute Abend schön zusammen essen. Ich mache eine Gemüsepfanne mit Nudeln. Was hältst du davon?“

„Das esse ich nicht.“ Ich starrte in die Luft und wünschte, ich wäre irgendwo anders.

Meine Mutter stieß ein lautes, falsches Lachen aus. „Sag ich doch. Sie *isst* nicht.“

Ich sah kurz zu ihr hinüber und gleich wieder weg, als ich beschämt feststellte, dass sie mittlerweile leise weinte. Daniel hatte sie in den Arm genommen. Meine Großeltern blickten hilflos zwischen uns dreien hin und her. Einen kurzen Moment schwiegen wir alle, doch schließlich sagte meine Mutter laut: „Du isst. Du wirst heute Abend etwas essen, sonst bekommen wir beide Ärger, und ich fahre dich noch heute Abend zum Arzt. Es geht nicht, dass du den ganzen Tag hungerst. Du steigerst dich da total in etwas rein, und ich werde das nicht länger mit ansehen.“

„Ich. Esse. Nichts.“

„Du isst! Und wenn ich dich füttern muss!“

Ich beobachtete das Feuer im Kamin. Mein Kopf fühlte sich heiß an. Die Stimme, die schon die ganze Zeit über leise in meinem Kopf Anweisungen geflüstert hatte, lullte mich ein, und zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass sie tatsächlich anwesend war, mich unterstützte, mir die Hand hielt und mir den Weg wies. Ana, die Magersucht, wie viele Betroffene ihre Krankheit nennen, in dem Gefühl, sie sei eine Freundin, nahm Gestalt an. Und ich griff dankbar nach ihrer Hand und vertraute leichtgläubig ihren Lügen.

„Ach, komm.“ Meine Oma hatte sich offenbar zum Ziel gesetzt, unseren Streit zu beenden, und sagte in versöhnlichem Ton: „Ich koche jetzt, und dann isst du ein bisschen. Wir schauen, dass es nur eine ganz kleine Portion ist. Ein paar Nudeln, und sonst ist das doch eh nur Gemüse. Das hat alles keine Kalorien, und du nimmst davon nichts zu. So, und nun beruhigen sich alle mal.“

Letztlich kam es genau so. Nachdem sie eine halbe Stunde lang gewerkelt hatte, bis sich irgendwann ein verführerischer Duft nach Rahmsoße im Haus ausbreitete, rief uns meine Oma in die Küche, wo ich mir vorsichtig zehn Nudeln und etwas Gemüse auf den Teller legte. Die Soße ließ ich weg und begnügte mich damit, mir den herrlichen, einzigartigen Geschmack eines meiner früheren Lieblingsgerichte ins Gedächtnis zu rufen und mir einzureden, dies sei in etwa dasselbe, als wenn ich es tatsächlich essen würde.

Meine Mutter und mein Opa beäugten meinen fast leeren Teller missbilligend, während ich, unter der Beobachtung von vier Augenpaaren, langsam zu essen begann. Kaum war ich fertig, sprang ich auf, stellte den Teller in die Spüle und lief ins Badezimmer, wo ich mich ein Dutzend Mal auf die Waage stellte (die das Gleiche anzeigte wie vor dem Essen) und minutenlang im Spiegel begutachtete. Schließlich ließ ich mich verzweifelt und unzufrieden auf den Badewannenrand sinken. Warum sah nur niemand, wie unfassbar dick ich war? Warum verstanden sie nicht, dass ich abnehmen *musste*? Es klopfte an der Tür.

„Mama sagt, wenn du jetzt brichst, haben wir ein großes Problem!“ Daniel.

„Ich breche nicht“, rief ich wütend, obwohl die Idee ziemlich gut klang.

„Dann mach mal auf“, rief Daniel zurück. Ich tat ihm den Gefallen, und er kam herein und sah mich stirnrunzelnd an. „Du bist wirklich komisch zurzeit.“

„Danke. Das lasst ihr mich seit Stunden spüren.“

„Wir machen uns alle Sorgen, weil es doch eigentlich normal ist, etwas zu essen. Und bevor du jetzt sagst, dass du dick bist: Bist du nicht. Du bist dünn. Und wenn du noch mehr abnimmst, dann ist bald außer Knochen nichts mehr übrig.“

Die ungewöhnliche Empathie meines gerade mal elf Jahre alten Bruders hätte mich überraschen oder zumindest stutzig machen sollen, genauso die verständige Art, mit der er argumentierte. In den nächsten Jahren würde er immer wieder versuchen zu vermitteln und mir mit Verständnis entgegenkommen in der Hoffnung, mir so die Augen zu öffnen. Doch damals, auf dem Badewannenrand meiner Großeltern sitzend, und noch so oft danach, war ich unfähig, sein Angebot anzunehmen – geschweige denn, es überhaupt als solches zu erkennen.

„Ich finde nicht, dass ich dünn bin, und mich nervt es, dass jeder auf mich einredet“, erwiderte ich schließlich. „Und das ist nicht deine Aufgabe, Daniel. Mach dir mal keine Sorgen.“ Ich seufzte und wuschelte ihm durch die Haare. „Mir geht es gut, okay?“

Daniel sah mich ungläubig an. „Klar mache ich mir Sorgen. Du bist meine Schwester. Und du wirkst nicht, als ob es dir gut geht.“ Er machte eine kurze Pause und fragte dann: „Wollen wir noch was spielen? Die andern gucken fern.“

Ich schüttelte müde den Kopf. „Nein, ich gehe ins Bett. Ich will einfach schlafen.“

Ich lag die halbe Nacht lang wach. Irgendwann begann ich, Sit-ups und Liegestütze zu machen, um mir die wenigen Nudeln vom Abendessen abzutrainieren. Ein paar Stunden später schlief ich endlich ein.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, saß meine Mutter an meinem Bett. Dunkle Augenringe lagen wie Schatten auf ihrem Gesicht, sie wirkte unendlich müde. Wahrscheinlich hatte sie nicht mehr geschlafen als ich.

„Morgen.“ Ich sah sie erwartungsvoll an und war mir nicht sicher, ob ich genervt oder entschuldigend klingen sollte.

„Laura, das geht so nicht weiter.“ Meine Mutter sprach ruhig, aber ihre Mundwinkel zuckten, und ihre Augen schauten mich traurig an. „Du kannst nicht so wenig essen. Ich habe mich gestern noch ein bisschen informiert. Als Teenager im Wachstum brauchst du über zweitausend Kalorien am Tag, aber du isst nicht mal tausend. Wahrscheinlich nicht mal fünfhundert. Das ist gefährlich.“

Ich schwieg.

„Ich mache mir wirklich Sorgen.“ Meine Mutter senkte den Blick und starrte auf ihre Hände hinab. „Wenn das irgendwas mit dem Umzug zu tun hat – wir können über alles reden, aber bitte steigere dich nicht weiter in dieses Nicht-Essen hinein, sonst müssen wir wirklich zum Arzt gehen.“

„Müssen wir nicht“, sagte ich schnell. „Mama, ich kann nicht einfach wieder essen.“ Ich überlegte kurz, entschied mich schließlich für die Wahrheit und murmelte: „Wenn ich nicht esse, geht es mir gut, sonst geht es mir schlecht. Deswegen will ich nicht essen. Ich halte es nicht aus, wenn es mir ständig schlecht geht.“ Ich spürte, wie mir eine Träne über die Wange lief, und sah in das Gesicht meiner Mutter.

Sie hatte die Stirn in tiefe Falten gelegt und wirkte ernsthaft besorgt. „Aber das ist doch keine Lösung! Einfach mit dem Essen aufzuhören!“

Sie nahm mich in den Arm, und plötzlich begann ich, richtig zu weinen. „Ich will nicht in Braunschweig bleiben. Ich vermisse Jonas und meine anderen Freunde. Und ich hasse meine Schule, und

Papa ist eh nie da, und ich will das alles so nicht mehr.“

Meine Mutter seufzte. „Das ist doch nur eine Phase, Laura. Das Leben kann nicht immer nur toll sein. Jetzt ist es schwer, aber wenn du dich erst mal in Braunschweig eingelebt hast, wird das schon. Es dauert, bis man neue Freunde findet; als wir nach Berlin gezogen sind, hat es doch auch geklappt. Und deine alten Freunde kannst du jederzeit besuchen. Gib dem Ganzen mehr Zeit, und versuche, dich darauf einzulassen. Gib Braunschweig eine Chance.“

Ich machte mich los und starrte auf die gegenüberliegende Wand. *Sie versteht es nicht.*

„Du kannst mit mir über alles reden“, versuchte meine Mutter es noch einmal. „Wir schaffen das gemeinsam, und in einem Jahr sieht die Welt ganz anders aus.“

Ich wischte mir die Tränen aus dem Gesicht. „Ja“, murmelte ich, „Ja, wahrscheinlich hast du recht.“

Von nun an kontrollierte meine Mutter mein Essverhalten. Und was sie beobachtete, bestätigte ihren Verdacht, dass mit mir etwas nicht stimmte.

Ich aß langsamer als zuvor, schob mein Essen auf dem Teller hin und her und zerbröselte sämtliche Backwaren, sodass schließlich nur noch drei Viertel davon zum Essen übrig waren. Jede noch so kleine Mahlzeit begann ich mit ausschweifenden Diskussionen, die oft darin endeten, dass ich überhaupt nicht aß. Regelmäßig resignierte meine Mutter, nach einer weiteren ausführlichen Diskussion darüber, was ich wann, wie viel und warum essen musste, während mein Opa schweigend danebensaß, nachdem er das Argumentieren aufgegeben hatte. Auch Daniel sagte bei Tisch kaum noch ein Wort, wohingegen meine Oma es mit fürsorglichem Verständnis und Kompromissen versuchte – ich durfte den Nachtisch weglassen, wenn ich dafür eine ganze Kartoffel aß. Sie nervte mich nicht mit Frühstück, wenn ich versprach, dann um zwölf Uhr eine Scheibe Brot zu meinen getrockneten Tomaten zu essen.

Ich ging dazu über, mir Bilder von Mahlzeiten anzusehen, Kochbücher durchzublättern und Rezepte im Internet zu lesen. Was ich mir selbst an Kalorien verweigerte, servierte ich meiner Familie. Zu Hause hatte ich einen Kuchen gebacken, den ich meinen Großeltern zum Kaffee hinstellte und über den sie sich freuten, bis sie ernüchert feststellten, dass ich kaum etwas mitaß, sondern mich darauf beschränkte, ihnen beim Essen zuzusehen, während ich an meinem schwarzen Kaffee nippte. Daniel servierte ich fettige Mahlzeiten und Snackteller, von denen ich mir ausmalte, wie sie wohl schmeckten. Essen wurde meine Ganztagsbeschäftigung, obwohl ich selbst nur ein Minimum an Nahrung zu mir nahm.

Als wir acht Tage später nach Braunschweig zurückkehrten, war meine Mutter fest davon überzeugt, dass etwas mit mir nicht in Ordnung war. Meine Laune, die sich bei meinen Großeltern im Laufe der Zeit gebessert hatte, rutschte zurück in den Keller, als wir das Auto vor dem Haus abstellten und die Stufen zu unserer Wohnung erklimmen. Mein Vater war schon zu Hause und öffnete uns die Eingangstür.

„Papa!“ Daniel sprang ihm entgegen, und mein Vater drückte ihn kurz an sich, bevor er sich an mich wandte.

„Du siehst dünn aus.“

Ich zuckte mit den Achseln und schob mich an ihm vorbei in die Wohnung, um auf direktem Weg ins Bad zu laufen, meine Klamotten abzulegen und mich mit rasendem Herzen auf die Waage zu stellen. 56,1 Kilogramm.

Ich brach innerlich in Jubel aus. Ich hatte bereits sechs Kilo abgenommen!

Mein ganzer Körper war ausgefüllt mit einem befriedigenden Hochgefühl, und Erleichterung breitete sich in mir aus. *Sehr gut, sehr, sehr gut! Aber ich darf jetzt nicht aufhören. Ich muss weitermachen. Weil, fett bin ich immer noch. Schau in den Spiegel, schau hin, da siehst du es. Du darfst jetzt auf keinen Fall aufhören.*

Das Wispern in meinem Kopf schwoll an, bis ich mich langsam vor den Spiegel bewegte und mich kritisch betrachtete. Ja, es stimmte, ich war zu dick. Nach wie vor. Verdammt! Sechs Kilo, und man sah absolut nichts. Immer noch schwabbelte überall Fett. Von draußen hörte ich die Stimmen meiner Eltern.

„Irgendwas ist nicht in Ordnung mit ihr.“ Das war meine Mutter. „Sie isst kaum. Sie sagt, sie fühle sich fett und *könne* nicht mehr essen. Das ist doch nicht normal.“

Mein Vater antwortete: „Ja, sie ist wirklich sehr dünn geworden. Was wiegt sie denn?“

„Ich weiß es nicht, bestimmt ...“

Ich riss die Badezimmertür auf. „Ihr könnt auch direkt mit mir reden statt über mich!“ Ich funkelte beide an, und meine Mutter seufzte.

„Ja, wir reden über dich“, sagte mein Vater, „weil du viel zu dünn bist und wir uns Sorgen machen.“

„Müsst ihr nicht“, erwiderte ich, „es ist alles gut mit mir. Macht bitte nicht so ein Geschiss.“

„Pass auf, was du sagst ...“, begann mein Vater, doch ich lief an ihnen vorbei in mein Zimmer, schloss die Tür und presste mein Ohr dagegen, um ja nichts zu verpassen.

„Siehst du?“ Meine Mutter hörte sich erschöpft an. Und unendlich traurig. „Sie ist gar nicht mehr sie selbst.“

Die Antwort meines Vaters klang wütend.

„Sie spielt Machtspielchen mit uns. Das ist wahrscheinlich einfach eine pubertäre Trotzphase. Ich denke ...“

Meine Mutter unterbrach ihn. „Das glaube ich nicht. Es geht ihr wirklich nicht gut, und ich mache mir Sorgen. Sie ist immer traurig und schlecht gelaunt.“

„Dann geh mit ihr zum Arzt. Schau, ob der irgendwas findet. Aber ich wette mit dir, dass sie sich nur wegen des Umzugs an uns rächen will.“

„Nein.“ Meine Mutter sprach so leise, dass ich Schwierigkeiten hatte, sie zu verstehen. „Ich glaube, dass mehr dahintersteckt. Man hört doch nicht einfach auf zu essen, nur weil man wütend wegen eines Umzugs ist.“

Mein Vater ging nicht darauf ein und fuhr ungerührt fort: „Sobald sie weniger als 55 Kilo wiegt, fahr ich sie ins Krankenhaus. Dann hat dieses Theater ein Ende.“

Ich verließ meinen Posten an der Tür und verkroch mich in mein Bett. Weniger als 55 Kilo ... Eigentlich wollte ich ja schon weniger wiegen ...

Aber das schaffst du eh nie. Du bist viel zu verfressen.

Ich vergrub meinen Kopf in den Händen. Warum verstand denn niemand, dass ich einfach nur dünn sein wollte? Wenn ich dünn wäre, wäre alles einfacher. Ich wäre hübscher, beliebter, glücklicher. Ich musste es weiter versuchen. Unbedingt.

Meine Mutter machte ihre Drohung wahr. Nur zwei Tage später saßen wir im Wartezimmer eines Arztes, und ich knetete nervös meine Hände. Meine Mutter, die mehrmals versuchte, ein Gespräch anzufangen, ignorierte ich geflissentlich, bis sie schließlich aufgab und sich eines der abgegriffenen Wartezimmermagazine vom Stapel nahm.

Mein Widerstand und meine Vorbehalte gegen diesen Arztbesuch waren heute Morgen übergangen worden mit der knappen Begründung, er sei dringend nötig. Erfolglos hatte ich meinen Eltern zu erklären versucht, dass der Arzt sich nur lustig machen würde, wenn wir wegen meines Essverhaltens zu ihm kämen. Dann war ich in mein Zimmer gegangen und hatte mich dort verbarrikadiert.